

JENNIFER
BENKAU



HIM
MELS
FERN

ROMAN

script 5

Jennifer Benkau

HIM MELS FERN

Roman

Unverkäufliche Leseprobe



*Für meine Uroma,
meine Oma und meine Mama*



ISBN 978-3-8390-0143-1

1. Auflage 2013

© 2013 script5

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Dieses Werk wurde vermittelt durch

die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlag- und Kapitelillustration: Martina Hoffmann

Umschlaggestaltung: Christian Keller

Printed in Germany

www.script5.de



INTRO

Das Gefühl überkam mich flüchtig wie ein Déjà-vu von fallenden Federn und gleichzeitig drängend, als drücke eine Hand gegen meine Brust. Es packte nach mir, als ich in die U-Bahn steigen wollte.

Nicht weitergehen.

Ich verlangsamte meine Schritte, ohne im Strom der Menschen stehen zu bleiben. Wie Schafe trotteten wir in die U-Bahn. Jeder mit gesenktem Kopf, darauf bedacht, niemanden anzusehen und nicht aufzufallen. Man trat sich schnell zu nahe in dieser Stadt, besser man hielt erstens den Mund und zweitens ausreichend Abstand. Aber woher kam die Stimme? Mein Blick huschte über ein paar Gesichter, ausdruckslos, aber voller Falten – mehr als in den Fetzen der Bildzeitung, mit denen Obdachlose ihre Stammplätze polstern.

Hatte überhaupt jemand mit mir gesprochen? Eigentlich hätte ich die Stimme gar nicht hören dürfen, denn aus meinen Kopfhörern dröhnte Musik aus den Achtzigern; Prince jaulte sein *Purple Rain*. Papa hatte mir den Mix zusammengestellt – eine Hommage an seine besten Jahre.

Aber ich war sicher, etwas gehört zu haben ...

Meine innere Stimme sprach selten in ganzen Sätzen mit mir, meist beschränkte sie sich darauf, genüsslich zu seufzen, wenn Lukas sein Hemd offen ließ. Lukas und seine Band würden auf mich warten müssen, wenn ich die Bahn nicht nähme.

Ich trat über die Lücke, die zwischen Bahnsteigkante und Türschwelle klappte. Als Kind hatte ich mich immer gefürchtet, dort hineinzufallen. Während des Schrittes über den Abgrund, der noch heute größer als nötig ausfällt, hörte ich die Stimme erneut. Diesmal viel deutlicher.

Nicht einsteigen! Nicht!

Ich zupfte die Kopfhörer aus den Ohren, ließ Prince ungehört verhallen und lauschte.

Nichts als die üblichen Bahnsteiggeräusche. Alles ganz normal. Und doch ... Ein Kribbeln breitete sich zwischen meinen Schulterblättern aus. Zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich Blicke im Rücken. Ich wurde angesehen. Nein, fixiert. Unbehagen prickelte auf meiner Haut und grub sich in mein Fleisch. Es schlängelte sich um meine Wirbelsäule, bis ich mich fühlte wie unter Strom. Mich umzusehen fiel mir schwer, und als ich es tat, entdeckte ich nichts Verdächtiges. Ich reagierte à la Vogel Strauß, indem ich mein Handy aus der Handtasche kramte und ohne Interesse die letzten drei SMS durchlas. Wer auch immer mich angaffte – sollte er doch! Ich würde so tun, als bemerkte ich es nicht. Vielleicht verschwand er dann. Hoffentlich.

Einen Moment später dachte ich bereits, mir alles nur eingebildet zu haben. Ich sah definitiv zu viel fern.

Das Vinyl der Sitzbezüge knirschte, als ich mich auf einen freien Platz fallen ließ. Erst dadurch wurde ich mir der plötzlichen Ruhe

bewusst. Auf dem Bahnsteig wuselten und schwatzten und stritten die Leute, aber im Abteil war es eigenartig still. Eine mollige, mit vielen Ketten und Medaillons behangene Frau, die gerade einsteigen wollte, fasste sich an den Kopf, als hätte sie etwas vergessen, wendete sich um und drängte sich wortlos an anderen Fahrgästen vorbei wieder nach draußen. Ich lehnte die Stirn gegen die kühle Fensterscheibe und sah, wie die Frau seltsam in sich gekehrt den Kopf schüttelte und sich bekreuzigte, bevor sie die Treppen hocheilte.

Ein etwa einjähriges Kind in einem Buggy nahe der Tür lenkte meine Aufmerksamkeit auf sich, da es plötzlich mit einem derartig lauten Plärren die Stille zerriss, dass einige Leute zusammenzuckten. Eine sehr junge Frau, vermutlich die Mutter, versuchte es mit einem Schnuller zu beruhigen, doch das Kleine spuckte ihn aus und schrie noch schriller. Beschämt sah die Frau sich um und traf auf verständnislose und genervte Blicke. Sie zog den Kinderwagen kurzerhand mit ruckenden Bewegungen aus der Bahn. Die Türen schlossen sich hinter ihr und mir schoss der Gedanke durch den Kopf, dass ich ihr am liebsten gefolgt wäre. Wie albern.

Ich drückte eine Handfläche an die Fensterscheibe und wünschte mich hinaus, in die warme, staubige Luft auf dem Bahnsteig. Doch dieser schien sich nun in Bewegung zu setzen. Er entfernte sich, während im Inneren des Abteils eingefrorene Stille und Bewegungslosigkeit herrschten.

Ich ahnte, warum sie alle schweigend verharrten. Es war so deutlich, als stünde es in ihren Gesichtern geschrieben. Diese Stimme ... sie hatten sie auch gehört.

* * *

Heute, lange Zeit später, würde ich gerne behaupten, dass ich wieder in diese U-Bahn stiege, sollte jemand die Zeit zurückdrehen und mich die Entscheidung erneut treffen lassen. Ich wäre wohl die Heldin in diesem Stück, wenn ich sagen könnte, dass ich nichts von dem, was passiert ist, bereue.

Dem ist nicht so.

In diese Bahn zu steigen, hat mein Leben verändert. Diese winzige Entscheidung – einzusteigen oder nicht – hat mich in Stücke zerfetzt; ein Loch in meinem Inneren geflickt, von dem ich nicht wusste, dass es da war; mir Glück geschenkt und wieder entrissen; mich mit Wunden zurückgelassen und nichts als einer vagen Hoffnung, eines Tages Heilung zu erfahren.

Den Abgrund zu überschreiten und der warnenden Stimme zu trotzen, war die beste Entscheidung meines Lebens. Sie änderte alles und lehrte mich, wer ich bin. Doch ich würde sie nicht wieder treffen.

LEKTION 1

Wie man am Leben bleibt

Wenn schlimme Dinge passieren, verzerrt sich oft das, was man für die Realität hält, und das Unterbewusstsein pflanzt einem akzeptable Fantasien in den Kopf. Wahrheit? Indiskutabel.

Als ich meinen Bruder damals leblos in seiner Wiege vorfand, war es genauso gewesen. Ich sah den unnatürlichen Graustich in seinem Gesichtchen und für einen Sekundenbruchteil war es ganz deutlich. Unter der wächsernen Haut regte sich kein Leben mehr.

Mein Gehirn ließ den Gedanken allerdings nicht zu, sondern sagte: Er schläft doch nur, er schläft nur! So lange, bis ich die Worte schrie. Stundenlang.

In diesem Augenblick war es ähnlich. Die Bahn ruckelte, ich wurde nach vorn geschleudert und die Kopfhörer schlugen mir ins Gesicht. Schon beim ersten metallenen Knirschen wusste ich, was geschah. Die U-Bahn entgleiste.

Und dann war der Gedanke weg, wie aus meinem Kopf gerissen und fortgeschleudert.

Der Schock schluckt die Angst und mit ihr jedes andere Gefühl.

Alles um mich herum verschleierte zu einem Film. Man sieht, man hört. Aber das ist vorerst auch schon alles. Man hat keine Ahnung, was geschieht.

Es ging sehr schnell. Dass solche Momente wie in Zeitlupe vor einem ablaufen, ist ein Gerücht. Ich fühlte mich eher wie auf Fast-Forward gestellt. Inklusiv dem Quietschen, das ein vorgespultes Tonband von sich gibt, wenn man die Taste nur zur Hälfte herunterdrückt.

Ein Krachen. Die Bahn stoppte aus voller Fahrt. Menschen flogen herum wie von Katapulten abgeschossen. Überall Geschrei. Sogar das Eisen kreischte. Ich wurde von meinem Sitz über die vor mir liegende Rückenlehne geschleudert und landete im Mittelgang. Hilflos schlitterte ich über den Boden, prallte gegen Bänke und Haltestangen und brachte eine Frau zu Fall. Vor mir zerbarst ein Fenster. Ich rutschte durch die Scherben und kam bäuchlings zwischen den Abteiltüren zum Halten. Irgendjemand stolperte über meine Beine, dann fiel jemand auf mich, sein Gesicht drückte mich flach auf den Boden und blieb auf mir liegen. Er war schwer. Mir versagte der Atem. Für einen Moment war alles still. Schwärze füllte meinen Blick. Dann blinzelte ich mühsam und bemerkte, dass das Licht flackerte. Nicht nur die Lampen, sondern irgendwie alles Licht.

Die Bahn stand. Einen Augenblick herrschte gespenstische Ruhe, dann schwoll ein einzelnes Weinen zu Gebrüll an. Gegen den Boden gepresst, konnte ich nur Füße erkennen, die an mir vorbeirannten, auf meine Hände traten und über meinen Kopf stiegen. In Panik drängten die Menschen zu den Türen. Ich lag im Weg, festgenagelt zwischen den Flüchtenden und dem rettenden Ausgang.

Ein Stiefel erwischte mich an der Stirn. Er war die rettende Ohr-

feige, die mich zur Besinnung kommen ließ. Das war kein Film! Ich konnte nicht liegen bleiben! Sie würden mich tottrampeln, wenn ich nicht auf die Beine kam! Ich keuchte, wollte mich aufrichten, aber immer noch lag ein entsetzliches Gewicht auf meinem Rücken. Ich versuchte, um Hilfe zu schreien, aber da kam nur ein Wimmern. Alles, was ich tun konnte, war, das Gesicht in meinen Armen zu verbergen.

Endlich hörte ich den Mann, der auf mir lag, aufstöhnen und er rutschte von mir herunter. Ich zog Arme und Beine an den Körper, um mich vor den fliehenden Leuten zu schützen, die gegen die Türen drängten, sie in ihrer Panik jedoch nicht aufbekamen.

»Mädchen?« Ein älterer Herr mit einer immensen Platzwunde auf dem kahlen Kopf beugte sich zu mir herab. »Ganz ruhig, ist alles wieder gut. Kannst du aufstehen?«

Ich nickte mechanisch, obwohl wirklich nichts gut war.

Blut rann über die Glatze des Mannes, tropfte erst neben mir zu Boden und dann auf meine Hand. Ich wollte wegschauen, aber mein Blick klebte daran fest. Das Blut sah aus wie das flüssige Wachs von zinnoberroten Weihnachtskerzen und fühlte sich auf meiner Haut genauso heiß an. Der Mann fasste mich an der Schulter und rüttelte behutsam an mir. Er sagte etwas, aber ich verstand ihn nicht. Zu allem Überfluss roch er auch noch nach Knoblauch, aber auf die angenehme Art, die einen hungrig macht.

Er sollte aufhören. Aufhören zu reden und aufhören zu bluten.

Alles drehte sich, bis mir schlecht wurde. Nur peripher registrierte ich das Chaos. Der vordere Bereich des Abteils sah aus, als hätte ihn eine riesige Hand zwischen ihren Fingern zerquetscht. Das Kreischen ebte ab zu einem jämmerlichen Weinen, die Panik legte sich langsam und wurde zu trägerer Fassungslosigkeit. Irgendwer

bekam die Tür auf. Weitere Menschen begannen, den Verletzten zu helfen. Manch einer floh in den U-Bahn-Schacht, andere blieben reglos sitzen, zitternd. Noch hatte ich die Hoffnung, gleich aus einem Traum aufzuwachen. Es musste sich um einen Traum handeln, denn ich spürte keine Schmerzen. Da war so viel Blut auf dem Boden, auf mir, überall. Erst als ich sah, dass die zähen roten Rinnsale immer nach links flossen, bemerkte ich die Schiefelage des Waggon.

Der ältere Herr mit der blutenden Glatze wandte sich dem Mann zu, der neben mir auf der Seite lag. Ich ahnte, dass er derjenige war, der auf mich gefallen war. Ein junger Mann, so viel verriet seine Kleidung und die Hände. Schöne Hände, helle, saubere Haut, aber sie rührten sich nicht. Blondes Haar verdeckte fast sein ganzes Gesicht, sodass ich nicht sehen konnte, ob er bei Bewusstsein war. Lebte er überhaupt noch? Der alte Mann drehte ihn behutsam auf den Bauch und stieß entsetzt die Luft aus. Im nächsten Moment kam mir der Mageninhalt hoch und ich drehte mich hastig weg. Ich spuckte, taumelte, drohte in mein Erbrochenes zu fallen und kämpfte gegen eine Ohnmacht sowie gegen das Bild an, das sich in Sekundenschnelle unauslöschlich in mein Hirn tätowiert hatte.

Dem jungen Mann steckte ein trapezförmiges Stück Kunststoff wie ein Messer im Rücken.

* * *

Im Rettungswagen war ich noch der festen Überzeugung gewesen, ich würde sterben. Tatsächlich hatte ich nur einen Schock und eine schwere Gehirnerschütterung, weshalb ich drei Tage im Krankenhaus bleiben musste. Ein paar schmerzhaft Prellungen waren außerdem zu verzeichnen und mein linkes Handgelenk war verstaucht.

»Fantastisch«, maulte ich am Abend des zweiten Tages ins Telefon und kämpfte gegen ein paar Tränen an. Am anderen Ende der Leitung war meine beste Freundin Rosalia, die die Sommerferien bei ihren Großeltern in der Nähe von Rom verbrachte. Ich sprach leise, denn meine Bettnachbarin, eine uralte Dame, die an der Hüfte operiert worden war, schlief bereits. Außerdem reagierte mein Kopf noch äußerst gereizt auf laute Geräusche. »Ich habe doch gerade erst eine tolle Band ausfindig gemacht, die mit mir zusammen auftreten will. Jetzt war alles Training umsonst. Mit der Hand kann ich sicher zwei Wochen nicht Poi spielen. Drei Shows werden ausfallen. Und ob mich Lukas und die anderen danach noch dabeihaben wollen ...«

Das Poi-Spiel, bei dem man Gewichte, Bälle oder brennende Fackeln an Ketten in tänzerischen Bewegungen um den Körper schwingt, war meine Leidenschaft. Nach über einem Jahr täglichen Trainings war ich endlich so weit, die Übungs- gegen die Feuerpoi zu ersetzen. Seit Wochen träumte ich von den bevorstehenden Auftritten, von meiner Feuershow als Special-Gig auf den Rockkonzerten der Death Ponys.

»Noa, Schätzchen? Du spinnst!« Das war Rosalia, wie sie leibt und lebt. Sie hat immer die passenden Worte auf Lager, um mich auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen, wenn ich abzuheben drohe. Das mochte ich so an meiner heißblütigen, italienischen Freundin. »Du solltest Gott danken, auf Knien danken, Noa, und zwar auf nackten Knien und auf Kiesboden, dass du noch lebst und okay bist. Einige in der U-Bahn hatten nicht so viel Glück und sind schwer verletzt. Und es gibt einen Toten! Weine um den, nicht um deine blöden Auftritte.«

Baff, das hatte gesessen. Ich wäre sofort zum Gegenangriff übergegangen, wenn sie nicht mit jeder Silbe recht gehabt hätte. Ein

Mensch, der mit mir im Abteil gesessen hatte, betrachtete nun die Radieschen von unten, während ich darüber jammerte, zwei Wochen lang nicht mit Feuer spielen zu dürfen. Doch ich tat mich schwer mit der Vorstellung, dass tatsächlich jemand sein Leben in dem U-Bahn-Schacht gelassen hatte. Es war unwirklich, nicht real, solange ich darüber nicht nachdachte. Die Nachrichten im Fernsehen konnte ich ausschalten, die Zeitung ungelesen liegen lassen. Gedanken jedoch waren unaufhaltsam, wenn sie erst einmal rollten. Wie eine U-Bahn. Ich fröstelte und verkroch mich trotz schwüler Sommerhitze tiefer unter meiner Decke.

»Weißt du inzwischen wenigstens, was aus deinem Retter geworden ist?«

Rosalia hatte sich in den Kopf gesetzt, dass der junge Mann, der auf mich gestürzt war, mich absichtlich unter sich begraben hatte. Warum? Natürlich um mich vor den herumfliegenden Trümmern zu schützen. Rosa fand das romantisch. Ich glaubte nicht daran, dafür war alles viel zu schnell gegangen, aber zweifelsfrei hatte der Mann mein Leben gerettet, ob nun bewusst oder aus Versehen, konnte mir herzlich egal sein. Daher hatte ich mich am Vortag nach ihm erkundigt, doch die Krankenschwestern waren meinen Fragen ausgewichen. Ich war von seinem Tod ausgegangen, woraufhin ein Weinkampf mich außer Gefecht gesetzt hatte. Das wiederum hatte das Herz einer Schwesternschülerin erweicht und sie verriet mir, dass er lebte. Mehr konnte sie mir allerdings nicht sagen. Doch von da an ließ ich nicht mehr locker. Und inzwischen hatte ich tatsächlich etwas herausgefunden.

»Hör zu, Rosa!« Meine Stimme wurde vor Aufregung eine Oktave höher, als ich meine neueste Erkenntnis mit ihr teilte. Frau Neue schnarchte lauter, als wolle sie mich damit zur Ruhe mahnen. »Die

Nachtschwester hatte ein Einsehen und hat mir streng vertrauliche Informationen verraten, die ich in jedem Fall für mich behalten soll.«

Rosalia marterte mein geschundenes Hirn mit einem Meer-schweinchen-Quieken. »Raus damit, ich will alles wissen. Wer ist der Typ? Und vor allem: Wo ist er?«

Ich grübelte einen Moment über die Definition von streng vertraulich, befand meine beste Freundin dann aber für einen optimalen Mitwisser.

»Das ist das Problem. Keiner weiß, wo er ist. Er ist nach der Erstversorgung einfach verschwunden.« Ich ließ meine Worte einen Augenblick wirken und setzte dann nach: »Und zwar aus dem Fenster. Es stand offen, als die Schwester nach ihm sehen wollte.«

»Willst du mich veralbern? Warum sollte er weglaufen? Wie konnte er das mit den Verletzungen überhaupt? Hast du da vielleicht ein bisschen übertrieben? Und wo ist er hin?« Rosalia ließ mich nicht zu Wort kommen, aber ich hatte ohnehin keine Antworten auf all ihre Fragen.

»Mehr weiß ich nicht«, meinte ich, obwohl ich wirklich gerne mehr gewusst hätte. Ich wickelte mir das Telefonkabel so fest um die Finger, dass sie anschwellen und zu prickeln begannen. »Er hatte wohl keinen Ausweis dabei und hat auch keinen Namen genannt. Zuerst schien er unter Schock zu stehen und war nicht ansprechbar und dann ist er abgehauen. Einfach weg. Futschikato. Er muss aus dem Fenster geklettert sein, vermutlich ist er über die Balkone nach unten gelangt.«

»Moment, Noa. In welchem Stockwerk war er?«

Ich musste tief Luft holen. Sehr tief. »Im siebten.«

»Heilige Muttergottes auf Crack!«, stieß Rosalia aus und schwieg

dann für einen Moment derart penetrant ins Telefon, dass ich mir Sorgen um ihre Sauerstoffzufuhr machte.

»Rosa, bist du noch dran? Atmest du?«

»Klar. Sag mal – sah er gut aus?«

Hatte ich mich verhört? »Äh. Ich habe erst mal gekotzt, als ich freie Sicht hatte! Da war alles voller Blut und er sah verdammt tot aus. Ich habe auf so was nicht geachtet – da hätten Michael Jackson, Elvis und Bruno Mars in Reih und Glied liegen können und ich hätte es nicht mitbekommen.«

»Verstehe. Noa, glaubst du eigentlich ...« Sie setzte eine Pause und trampelte trotz der Entfernung von tausend Kilometern auf meinen Nerven herum. »Glaubst du an Schutzengel?«

Nein. Ich glaubte nicht an Schutzengel. Zumindest hatte ich nicht daran geglaubt, bevor ich in diese verfluchte Bahn gestiegen bin. Seit man mich im Krankenhaus eingeliefert hatte und sich, abgesehen von dem winzigen Fernseher am anderen Ende des Zimmers, den Besuchen meines Vaters, den Anrufen meiner Mutter sowie der Gesellschaft der alten Dame im Bett neben mir, keine Ablenkung bot – von Zeitvertreib ganz zu schweigen –, ging mir eine Sache nicht mehr aus dem Sinn. Die Stimme. Die Stimme in meinem Kopf, die hatte verhindern wollen, dass ich in die U-Bahn stieg. Rosa hatte der nebulösen Ahnung, dass *etwas* da gewesen war, einen Namen gegeben: Schutzengel.

Ich dachte den ganzen Tag an das blonde Haar des Mannes. Was blieb mir auch anderes übrig – außer seinem Haar und einem gewaltigen, blutenden Loch im Rücken hatte ich ja nichts von ihm gesehen.

Konnte er etwas anderes sein als ein Mensch?

Selbst während der Visite am nächsten Tag dachte ich an ihn. Der Oberarzt machte ein paar gutmütige Scherze, um mich aufzumuntern, und der Assistenzarzt erklärte mir, dass er meinem Vater bereits die Adressen einiger Psychologen gegeben hatte. Nach dem traumatischen Erlebnis sollte ich professionelle Hilfe bekommen. Ich hörte nur halbherzig zu. Meine Pläne lauteten, gleich am nächsten Tag in die U-Bahn zu steigen, dem Trauma damit die Stirn zu bieten und außerdem im gleichen Atemzug den Marsch zu blasen. Ich würde eine Bahn in die Innenstadt nehmen, zur Belohnung ein, zwei oder drei Eisbecher mit Schuss verputzen und wieder nach Hause fahren. Trauma? Abgehakt. Wenn man sich die Finger verbrennt, muss man das Poi-Training gleich wieder aufnehmen. Und zwar bevor sich die Angst eingenistet hat und Eier legt. In meinem Kopf waren keine Kapazitäten frei, um Angst zu empfinden.

Ich lächelte und tat möglichst unbekümmert (aber auch nicht *zu* unbekümmert, so was wirkt verdächtig), als die Ärzte sich verabschiedeten. Artig versprach ich, meinen Vater zu grüßen, zum Therapeuten zu gehen und alles zu tun, was sie sonst noch von mir wollten, nur damit sie endlich verschwanden. Der Schwester, die mir am verständnisvollsten schien, steckte ich meine Handynummer zu, für den Fall, dass mein mysteriöser Retter doch noch auftauchen sollte. Sie versicherte, ihm die Nummer zu geben und mich zu informieren, dann ging auch sie.

Zum ersten Mal nach dem Unfall war ich allein, denn meine Bettnachbarin ärgerte man gerade in der Physiotherapie. Immer noch geisterte Rosalias Bemerkung durch meinen Kopf. Und da ich endlich etwas Zeit für mich hatte, wagte ich, das Wort auszusprechen.

»Schutzengel«, flüsterte ich. Erst kaum wahrnehmbar, dann etwas lauter. »Schutzengel. Habe ich einen Schutz-?«

Ein heftiges Bollern an der Tür ließ mich zusammenfahren, dabei war mir sofort klar, wer da kam.

»Hey, Papa!«

Mein Vater grinste. Sehr breit, sehr herzlich – und sehr aufgesetzt. Er war aschfahl um die Nase. Seit er von dem Unglück erfahren hatte, sah er tatsächlich aus wie fünfundvierzig. Vorher hätte ihn jeder auf allenfalls Mitte dreißig geschätzt. Noch immer schien er zu befürchten, dass ich es mir anders überlegt haben und nachträglich tot umfallen könnte. Sorge stand ihm nicht, sie machte ihn alt und mir fremd.

»Du könntest dir endlich mal angewöhnen, zu klopfen und die Klinke zu benutzen, statt jedes Mal fast die Tür einzuschlagen.«

»Hat Frau Alte sich wieder beklagt?« Er linste misstrauisch in Richtung des Nachbarbettes und schien zufrieden, dass es leer war.

Mir entwich ein grabestiefes Seufzen. »Sie heißt Frau Neue. Und ja, sie hat sich beklagt. Sie fällt immer fast aus dem Bett, wenn du klopfst. Außerdem mag sie deine Scherze nicht.«

Was ihn natürlich nicht wunderte, trotzdem gab er ein »Verstehe ich nicht« von sich und sah mich dabei mit großen Augen an. Zweifellos wusste er, dass einer Achtzigjährigen Witze über von Dämonen besessene Gebissprothesen und Fußsprudelbäder mit Garfunktion nicht gefielen, schließlich besaß er ein Gehirn und arbeitete zudem als Altenpfleger. Außerhalb seiner Dienstzeiten konnte er allerdings der reinste Trampel sein, respektlos und unsensibel, aber er meinte es nie böse. Er war wie der Eismann, der hin und wieder in unsere Siedlung kam: Nach seiner Tour brauchte der nichts dringender als eine dreifache Portion heißer, salziger und fettiger Fritten.

»Ich bin froh, dass ich dich wieder mitnehmen kann«, sagte Papa, während er meine Kleidung aus dem Wandschrank nahm und acht-

los in den Hello-Kitty-Trolley stopfte. Ein Relikt aus meiner Grundschulzeit, aber wir mussten aufs Geld achten und mit siebzehn war Hello Kitty schließlich fast schon wieder cool.

Ich zog die Beine aufs Bett, machte es mir im Schneidersitz bequem und musterte meine Zehen. Der Nagellack begann abzublättern. »Habe ich dir gefehlt?«

»Schrecklich. Vor allem der Lärm aus deinem Zimmer, den du Musik nennst. Außerdem kann ich kaum noch einschlafen, wenn nicht die ganze Wohnung nach verbranntem Benzin stinkt.«

»Petroleum«, korrigierte ich und knibbelte mir etwas himmelblaue Farbe vom großen Zeh.

»Und all diese Arbeit.« Papa warf die Schranktür mit einem Knall zu, kam zum Bett und räumte auf Knien den Nachtschrank aus. »Spülen, kochen, Wäsche waschen, bügeln, Fenster putzen, Böden schrubben. Wie schaffst du das bloß alles allein?«

»Du hast das Holzhacken und Wasserschleppen vergessen.«

»Und das Mehlmahlen, Schlachten und Wursten. Wartet selbstverständlich alles auf dich.«

»Wow. Danke.« Ich streckte ein Bein aus und klaubte mir meinen MP3-Player mit den Zehen vom Nachttisch, ehe er bei der sauberen und schmutzigen Wäsche im Trolley landete. »Damit ich nicht glaube, du würdest mich nicht brauchen, und infolgedessen depressiv werde, das Rauchen anfangen, Drogen nehmen und all das, richtig?«

»Ich Sorge mich eben um die Leistungsfähigkeit meiner besten Arbeitskraft.«

Ich liebe meinen Vater. Wirklich. Wir kannten allerdings beide die Schwierigkeit, das laut auszusprechen, also hatten wir eine Art Code entwickelt. Wir redeten Unsinn und knallten uns Unverschäm-

heiten an den Kopf, um dem anderen zu zeigen, wie sehr wir ihn schätzten. Das war selten logisch, aber immer lustig – vor allem vor ahnungslosen Zuhörern.

Ich schlüpfte in meine Sandalen und mühte mich einhändig mit dem Verschluss ab. Papa hatte alles eingepackt und setzte sich neben mich aufs Bett.

»Hast du heute noch etwas vor?«, fragte er.

»Meinst du heute Nachmittag, wenn ich die verdammten Schuhe endlich zubekommen habe?« Ohne meine linke Hand bekam ich das Lederriemchen einfach nicht durch diese winzige Schnalle. »Oder heute Abend, wenn mein Sklavendienst getan ist?« Mir war klar, dass keine Hausarbeit auf mich wartete, aber mein Plan ging auf. Papa grinste endlich. Und jedes Grinsen verwandelte ihn ganz langsam wieder in meinen Vater. Den Vater, den ich kannte, nicht die Alt-und-besorgt-Version, die in den letzten drei Tagen ungefragt seinen Platz eingenommen hatte.

»Ich dachte an jetzt gleich. Hast du Hunger?«

Dumme Frage. »Hab ich je keinen Hunger?«

Ich erntete ein »Pff«. Papa, dem gutes Essen über alles ging, fand es ungerecht, dass ich mir den Bauch vollschlagen konnte und trotzdem gertenschlank blieb. Ungerecht fand ich das auch, allerdings eher, weil ich immer noch eine sehr jugenhafte Figur besaß. Das wiederum fand Papa gut, ersparte es mir doch – seiner Meinung nach – Typen, die nur aufs Äußere achteten. Das bedeutet im Klartext: Jungs, wie er in meinem Alter einer gewesen war.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr, ein abscheuliches Plastikding. Mama hatte sie vor vielen Jahren bei ihrem ersten Date auf einem Rummel als Trostpreis beim Schießen gewonnen und ihm geschenkt. Es war ein Wunder, dass die Uhr noch immer lief,

als würde sie sich über diese Zeit lustig machen. Die Ehe war vor fünf Jahren in die Brüche gegangen, nur die verdammte Uhr war einfach nicht kleinzukriegen.

»Wir haben erst elf«, überlegte Papa laut, »aber wenn du nichts gegen ein zweites Frühstück beim Italiener hast ...«

»Perfekt!« Ich begutachtete zufrieden meine endlich geschlossenen Sandalen, meinte mit meinem Kommentar allerdings den Vorschlag, Pizza essen zu gehen. Das kam nicht so häufig vor, aber wenn Papa der Ansicht war, eine überlebte U-Bahn-Katastrophe wäre ein guter Grund, sich etwas zu gönnen, würde ich ihm nicht widersprechen. Mir schauderte, weil ich erneut an die Leute denken musste, die an diesem Tag weniger Glück gehabt hatten als ich. Schon füllte er meinen Kopf wieder vollends aus – der Gedanke an den blonden Mann.

Für eine Sekunde spielte ich mit der Idee, meinen Vater zu fragen, ob er an Schutzengel glaubte. Doch sofort tauchte vor meinem inneren Auge Joels Grabstein aus der Dunkelheit auf, um sogleich wieder darin zu versinken. Ein pausbäckiger Engel war in den cremefarbenen Kalkstein gehauen. Als Kind war mir der zur Reglosigkeit verdammte Engel ebenso schaurig vorgekommen wie mein toter Bruder, der irgendwo tief darunter lag. Doch schlimmer war es gewesen, meinen Vater – einen Mann von einem Meter neunzig, dessen Schultern einen Türrahmen ausfüllten – weinend davor auf dem Boden knien zu sehen.

»Noa?« Papa holte mich sanft aus meinen Gedanken, indem er seine warme Hand auf meine Schulter legte. »Alles in Ordnung? Hast du noch Kopfschmerzen? Wir müssen nicht zum Italiener gehen, wenn du nicht möchtest.«

Ich verbannte den Schutzengel und Joel aus meinem Kopf und

zwang ein Lächeln auf meine Züge. »Hast du eine Vorstellung, was man hier zu essen bekommt? Kein Wunder, dass die Patienten türmen.«

Papa zog die Augenbrauen zusammen, bis es aussah, als hätte er nur eine. »Wer ist denn getürmt?«

»Nicht so wichtig. Lass uns nur endlich von hier verschwinden. Und damit eins klar ist: Ich möchte nicht zum Italiener – ich *muss*! Sofort.«

Mein Vater hatte tatsächlich die Spendierhosen an. Nicht nur dass er mich zu meinem Lieblingsitaliener einlud, der diese fantastische, überteuerte Calzone Speciale auf der Karte hatte. Nein, er parkte unseren Bulli sogar im Parkhaus, statt einen kostenlosen Parkplatz zu suchen und mich ein paar Minuten länger laufen zu lassen. Ich sagte es ihm nicht, aber ich konnte nicht behaupten, dass mir seine übliche Sparsamkeit fehlen würde.

Wir schlenderten über den Marktplatz und spekulierten, ob das Wetter sich halten würde – für den frühen Nachmittag war ein Gewitter angekündigt. Der Himmel hing jetzt schon schwer und grau wie Blei über der Stadt und die Leute stöhnten unter dem Druck der Hitze. Ich schwitzte in meinem dünnen Sommertop und ärgerte mich, kein Haargummi dabeizuhaben. Mit einem kurzen Zopf hätte mein überhitzter Nacken zumindest Luft abbekommen. So klebten mir die Haarenden im Genick.

»Weißt du noch, wie du als Kind mal da reingefallen bist?« Papa wies auf den Brunnen am Rande des Platzes. Ich blickte in die Richtung, in die er deutete, und obwohl ich mich lebhaft an mein unfreiwilliges Bad erinnerte, hörte ich ihm im nächsten Augenblick kaum noch zu.

Ein Junge, ungefähr in meinem Alter, hockte dicht neben der Löwenstatue auf der Umrandung des Brunnens und fesselte meine Aufmerksamkeit. Was machte er da? Es sah aus, als tastete er unser Stadtwahrzeichen ab, so wie ein Tierarzt eine betäubte Großkatze nach Verletzungen absucht. Ich ging langsamer. Wonach mochte er suchen? Seine Lippen bewegten sich minimal, er schien mit sich selbst zu reden, denn es war niemand in der Nähe. Die Augen hatte er geschlossen, als koste ihn das, was er tat, viel Konzentration.

»Kennst du den komischen Vogel?«, fragte Papa.

Leider nicht, lag mir auf der Zunge, denn der Junge sah auf den ersten Blick alles andere als uninteressant aus. Ich mochte es, wenn Jungs die Haare lang trugen. Seine waren länger als meine, sie gingen ihm bis über die Schultern.

Papa räusperte sich vernehmlich.

Ich sagte schnell »Nee« und wandte das Gesicht ab, weil der Junge auf dem Brunnen die Augen öffnete. Kurz ärgerte ich mich, mit meinem Vater unterwegs zu sein. Wäre ich allein gewesen ... nun gut, dann hätte ich auch weggesehen. Ich wagte noch einen kurzen Blick über die Schulter, registrierte, dass der Junge sich wieder ganz dem steinernen Löwen widmete und dass er ein viel zu großes Seulptura-T-Shirt trug. Papa besaß auch so eins. Unweigerlich musste ich schmunzeln und hakte mich bei ihm unter.

Kurz darauf, im Angesicht einer duftenden Pizza und eines großen Eistees mit jeder Menge Zitrone, hatte ich den Jungen schon fast wieder vergessen und auch an meinen Schutzengel dachte ich für eine entspannte halbe Stunde nicht.

Als wir jedoch später über den Marktplatz zurück in Richtung Parkhaus liefen – diesmal eilig, da es von einem Augenblick auf den anderen begonnen hatte, wie aus Kübeln zu schütten –, saß der

Junge immer noch am Brunnen. Mit triefenden Haarsträhnen im Gesicht beugte er sich zu dem Löwen, die linke Schulter und den Kopf gegen das steinerne Vorderbein gelehnt. Immer noch bewegten sich seine Lippen, immer noch waren seine Augen geschlossen. Er sah erschöpft aus, seine Frustration strahlte beinahe sichtbar von ihm ab. Ich hätte mir das rechte Handgelenk auch noch verstauchen lassen, wenn ich als Gegenwert erfahren würde, was der Typ dort machte. Er tat mir irgendwie leid und das ärgerte mich, weil ich nicht wusste, warum.

Er singt, überlegte ich. Ein Schwall Regenwasser rann mir aus den Haaren ins Top, lief mir den Rücken hinunter und ließ mich schauern. Ich starrte ihn noch an, als wir bereits am Brunnen vorbei waren und obwohl Papa mich zur Eile rief. Mit verdrehtem Hals stieß ich fast mit einer Frau zusammen, die ihren Regenschirm so tief hielt, dass sie mich nicht hatte kommen sehen. Ein Blitz zuckte über den Himmel, der Donner krachte in der Ferne und schien zeitgleich zwischen den Häusern um den Marktplatz hindurchzurollen. Ich spürte den Hall unter meiner regennassen Haut.

»Noa, mach schon!«, rief Papa.

Ich lief schneller, drehte mich aber trotzdem noch einmal zum Brunnen um. Der Junge hatte jetzt den Kopf angehoben, sodass ihm der Regen ins Gesicht peitschte. Ungeachtet dessen öffnete er die Augen und sah mich an. Ich wollte rufen: Was machst du da?, tat es aber nicht. Stattdessen hob ich die Hand und winkte. Im nächsten Moment schalt ich mich, denn fremden Jungs zuzuwinken war absolut peinlich. War es das tatsächlich? Ich war mir nicht mehr sicher.

Ich sah, wie der Junge die Faust hob, die Hand öffnete ... um sich dann das Haar aus der Stirn zu streichen und an mir vorbeizu-

blicken. Sein Gesicht war so gleichgültig, als wäre ich nichts weiter als ein Gegenstand, der ihm die Sicht versperrte. Ein ausgestreckter Mittelfinger wäre mir freundlicher erschienen. Mir schoss das Blut in die Wangen und ich wandte mich rasch ab. Wären damit alle Unsicherheiten bereinigt? Fremden Jungen zuzuwinken *war* peinlich.

»Noa!«

»Ich komme.« Und das tat ich, ohne mich noch einmal umzudrehen.

Die Gegend, in der ich mit Papa wohnte, zeichnete sich durch vorherrschendes Grau aus. Graue, klotzförmige Mehrfamilienhäuser, graue Straßen und erschreckend viele graue Menschen. Menschen mit Gesichtern von der Art, für die sich jedes Lächeln zu schade ist, weil es an ihnen verschwendet wäre. Das bisschen Unkraut, das hin und wieder durch den Asphalt brach, wurde, sobald sich die ersten grünen Blättchen hervorwagten, von den angeleinten Hunden entdeckt, für die es eine Wohltat sein musste, ihr Geschäft auf einem Hauch von Grün zu verrichten. Das einfachste Viertel einer ohnehin einfachen Stadt, aber es bot ein paar entscheidende Vorteile.

So grau es auf der einen Seite auch war – die Fenster unserer Schlafzimmer gingen nach hinten raus und dort lagen Schrebergärten. Nicht diese liebevoll gepflegten Anlagen voller Rosen, Himbeersträucher und geharkter Gemüsebeete, sondern brachliegende kleine Parzellen, getrennt von Brennesseln, wuchernden Dornhecken und rostenden Stacheldrähten. Nicht einmal die Hundebesitzer gingen dorthin. Die meisten mieden die Gärten, weil Obdachlose die wilden Brombeeren und sauren Äpfel holten und sich bei Nacht in den Lauben versteckten. Alle nannten sie verwahrlost und

verkommen. In meinen Augen waren sie verwildert, was man mit wunderschön übersetzen konnte. Als Kinder hatten meine Freunde und ich Jahre gebraucht, sie zu erforschen, uns in jedem Gestrüpp zu verheddern, in die ein oder andere Wellblechhütte einzubrechen und alle Geheimnisse zu entwirren, die wir dort fanden.

Ein weiterer Vorteil der Gegend war die geringe Miete. Mein Vater liebte seinen Beruf als Altenpfleger, aber er hasste sein Gehalt.

Zuletzt waren da noch die Nachbarn und die waren ein besonders dicker Pluspunkt für unsere Siedlung. Rosalia wohnte im Haus gegenüber. Wir hatten uns früher oft aus den Fenstern im Treppenhaus über die Straße hinweg unterhalten, bis die Hausmeisterin sich über unser Geschrei beschwerte. In der Wohnung unter uns lebte eine alte Frau, die taub war und damit unsagbar sympathisch, weil sie sich nie an meiner Musik störte. Und Tür an Tür mit uns war kürzlich Frau Martin eingezogen, eine alleinstehende Mittdreißigerin, die sich ebenso wenig beklagte, weil sie meinen Musikgeschmack teilte. Von dieser Frau Martin fanden wir heute einen Zettel auf unserer Fußmatte.

»Ihre Katze ist weggelaufen«, fasste ich den Inhalt zusammen, während Papa aufschloss. »Sie bittet uns, auf unserem Balkon nachzusehen, ob Stevens zu uns rübergeklettert ist.«

»Stevens? Wer nennt seine Katze denn ...« Er stutzte, stellte meinen Trolley vor meine Zimmertür und lachte. »Ach so. Cat Stevens, ja? Die Frau ist mir sympathisch.«

»Und sehr hübsch«, fügte ich hinzu. Das war sie wirklich, mit ihrem wildlockigen feuerroten Haar.

Auf unserem Balkon fand ich leider keine Spur der Katze, aber mein Vater beschloss, später bei Frau Martin zu klingeln, um ihr anzubieten, sie zum Tierheim zu fahren. Ich hoffte, dass Stevens

dort war, und freute mich insgeheim, dass Papa unserer Nachbarin helfen wollte. Seit der Scheidung hatte er sich nicht ein einziges Mal mit einer Frau getroffen. Er hing noch an Mama, obwohl selbst ein Blinder erkannte, dass zwischen den beiden ein Abgrund von der Größe des Marianengrabens klaffte. Nicht dass er sich beklagte, allein zu sein, aber mich bedrückte die Vorstellung, er könnte es auf Dauer bleiben.

»Bekommst du deine Sachen allein ausgepackt?«, wollte er von mir wissen.

Nein, ich war ein hilfloser Invalide und brauchte eine persönliche Pflegekraft! Ich behielt meinen Sarkasmus für mich und strafte ihn mit einem Blick, der dasselbe aussagte. Dann ging ich in mein Zimmer.

Endlich wieder zu Hause. Meine Rumpelkammer – so nannte es Papa – war klein und so vollgestellt, dass ein Umwerfen eines einzelnen Gegenstandes meist eine Kettenreaktion auslöste, die an den *Domino Day* erinnerte. Aber außer mir betrat auch kaum jemand meine vier Wände und ich war geschickt genug, nirgendwo anzu-ecken. Ich stieß meine selbst gemachten Trainingspoi an, sodass die Tennisbälle am Schrank hin- und herschwangen, und seufzte. Zwei ganze Wochen ...

Ein Klackern riss mich aus meiner Schwermut. Ich öffnete das Fenster und sah Dominic neben der abgeknickten Wäschespinne im Hof stehen. Vermutlich hatte er ein Steinchen an die Fensterscheibe geworfen. Um ihn herum verdampfte der Regen auf dem Asphalt, sodass es aussah, als stünde Dominic in einer Wolke.

Dom und mich verband seit dem Kindergarten eine dicke Freundschaft. Wir hatten viele erste Male miteinander geteilt: das erste Zeltlager, die erste (und einzige) Zigarette, den ersten Kinobesuch

ohne Eltern, das erste Mal in der Disco, den ersten Vollrausch und den ersten Schwur: nie wieder Alkohol. Er war ein Charmeur, der uns mit einem Lächeln Probleme einhandeln und diese mit seinem Hundeblick wieder zu lösen vermochte, und ich war sein kleiner, fast unsichtbarer Schatten, den er aus Gründen, die keiner verstand, zu seiner besten Freundin erklärt hatte. Ich glaube nicht, dass unsere Freundschaft Bestand gehabt hätte, wenn mir Ansehen oder Äußerlichkeiten etwas wichtiger gewesen wären. Schon so beneidete ihn jede einzelne meiner Sommersprossen um seine Biskuitporzellanhaut und für seine tintenschwarzen Wimpern hätten auch Frauen gemordet, die nicht wie ich mit karamellfarbenen Stoppeln um die Augen gestraft waren. Dom war immer schon hübsch gewesen, aber nun *wusste* er es und nutzte es ohne jede Hemmung aus. Nachdem er sein Haar, das wie meins immer kinnlang und braun gewesen war, stachelig kurz schnitt und wie Jared Letos blond färbte, vergötterten ihn die Mädchen – wofür ihn die Jungs wiederum nur hassen konnten.

»Hallo, du Held!«, rief ich zu ihm hinunter. »Danke für die Blumen! Und die Pralinen! Ach, und danke für all deine Besuche, die mich aus meiner Langeweile gerettet haben.«

Der Held hatte mich nicht mal angerufen, sondern lediglich mit meinem Vater telefoniert. Er behauptete, es läge daran, dass er unentwegt lernen musste, weil ihm nach den Ferien eine Nachprüfung blühte, die über seine Versetzung entschied. Der konnte mir viel erzählen. Er hatte eine Arzt-Phobie, aber ich hatte angenommen, ihm wichtiger zu sein als seine Angst vor weißen Kitteln. Trotz meiner Enttäuschung war es irgendwie tröstlich, dass er immer derselbe blieb, egal was auch geschah. Selbst ein U-Bahn-Crash änderte nichts an Dominic.

Meine Vorwürfe kommentierte er mit einem Grinsen. »Kommst du runter?«

Ich warf einen Blick auf den Radiowecker, der exakt 14.00 Uhr anzeigte. »Später, ich muss erst auspacken. Sagen wir, in einer halben Stunde?«

»Klar.«

Von wegen. Ich würde ihn versetzen. Oder zumindest warten lassen. Fünf Minuten, mindestens.

Zunächst fuhr ich meinen Computer hoch und rief noch vor dem E-Mail-Check YouTube auf. Unter den Kommentaren zu meinem aktuellen Poi-Clip, den ich als firefly17 hochgeladen hatte, fanden sich zwei neue.

Awesome!!!11!, schrieb killiodic009. Fand ich auch.

Der letzte Beitrag war von death-pony; das war Lukas, der sich im Internet wie seine Band nannte.

hey fire, hab gehört, was passiert ist. tut mir leid, hoffe, du bist wieder okay und bald wieder am start?! ohren steifhalten, baby!

Zumindest er hatte an mich gedacht. Mit einem verträumten Lächeln sowie weit besserer Laune als zuvor widmete ich mich meinem Trolley und sortierte Schrank- und Dreckwäsche mithilfe der Schnüffelprobe. Dabei fiel mir ein Portemonnaie in die Hände, das ich nicht kannte. Seltsam, wo kam das denn her? Ich ging zu Papa, der im Wohnzimmer über eine Computerzeitschrift gebeugt saß, und hielt ihm das unbekannte Stück unter die Nase.

»Ist das deins?«

Er schüttelte den Kopf. »Das lag in deinem Nachttisch, gehört es nicht dir?«

»Nee.« Ich drehte mich um und öffnete den Druckknopf.

»Dann hat es sicher der Patient vor dir dort vergessen«, rief Papa

mir nach. »Leg es auf die Kommode, ich bring es beim Krankenhaus vorbei, wenn ich heute Abend zur Arbeit fahre.«

Auf dem Weg in mein Zimmer brummte ich ein »Okay«, dachte jedoch gar nicht daran, das Portemonnaie unbesehen zurückzugeben. Vielleicht war es nach dem Unfall in meiner Nähe gefunden worden und die Sanitäter hatten es zu meinen Sachen gelegt. Was bedeutete, dass es möglicherweise meinem verschwundenen Retter gehörte. Ja klar, träum weiter, Noa. Oder einem der anderen Menschen, die in dem Waggon herumgeschleudert worden waren wie Kugeln in einem riesigen Flipperautomaten. Aber von der Art her passte es zu einem jungen Mann, warum sollte es also nicht meinem blonden Helden gehören?

Es handelte sich um ein abgegriffenes, schmales Leinenportemonnaie in Schlammgrün. Dominic besaß ein ähnliches. Ich inspizierte den Inhalt ohne schlechtes Gewissen, aber er verriet leider so gut wie nichts über seinen Besitzer. Ein bisschen Münzgeld war darin, nicht einmal zehn Euro. Ein Zettel mit einer Adresse, die mir nichts sagte; ich wusste nur, dass die Stadt an der Küste lag. Das Papier sah aus, als wäre es mehrmals zusammengeknüllt und wieder glatt gestrichen worden. Ansonsten fand ich Bus- und Bahnfahrkarten und jede Menge Kassenbons aus verschiedenen Läden. Nein, Moment, einige waren aus demselben Geschäft, einem Tierfachhandel, und sie quittierten alle Katzenfutter. In Dosen. Immer dieselbe Sorte. Kaninchen in Jelly. Na lecker.

Ich zog die Unterlippe zwischen die Zähne und befand die aufkeimende Idee, dort nach dem Blondem zu fragen, für im höchsten Maße infantil. Um Detektiv zu spielen, war ich deutlich zu alt. Dennoch steckte ich einen der Bons in meine Hosentasche, übertrug die gefundene Adresse auf ein Post-it, tat dann alles andere zurück

ins Portemonnaie und legte es auf die Kommode im Flur. Die Uhr grinste mir entgegen. Viertel nach zwei.

»Papa? Ich geh runter, treff mich mit Dominic.«

»In Ordnung. Viel Spaß.«

Den würden wir haben. Ob es nun kindisch war oder nicht, aber die Möglichkeit, mehr über meinen mysteriösen Retter zu erfahren – der immerhin ein potenzieller Schutzengel war –, ließ mein Herz schneller schlagen.